

Das Land und seine Sprache(n)

Franz Lanthaler ist Experte für Sprache und Sprachangelegenheiten in Südtirol. Wie es um die Sprache im Land bestellt ist.

ff: Sie haben sich ein Leben lang mit Sprache beschäftigt, als Lehrer und als Sprachwissenschaftler, woher kommt Ihre Liebe zur Sprache?

Franz Lanthaler: Noch bevor ich zur Schule gegangen bin, hat meine Großmutter mir viel erzählt und meine Mutter mir Gedichte aufgesagt, während sie an der Nähmaschine gesessen ist. Zwei Frauen, die nie eine Universität gesehen haben, haben mein Sprachempfinden geprägt – und dabei spielte es keine Rolle, dass sie Dialekt gesprochen haben.

Was bedeutet für Sie Sprache?

Sie lässt mich jeden Tag Neues entdecken. Sie liefert Bilder. Es gibt ein amerikanisches Gedicht mit dem Titel „Ars poetica“, das sage ich mir vor, bevor ich schlafen gehe, weil es so schöne Bilder hat – so schön kann man gar nicht malen. Das ist die eine Seite, die andere ist, dass unsere ganze Kommunikation über Sprache läuft und es ungeheuer viele Möglichkeiten gibt, sich zu verständigen – und auch misszuverstehen. Das zu entdecken, zu reflektieren, fasziniert mich.

Bei der Beschäftigung mit Sprache waren Sie unweigerlich, in Südtirol in besonderem Maße, mit Politik konfrontiert. Ist Sprache Politik?

Es ist alles politisch, wenn man es genau nimmt, bei uns ist Sprache darüber hinaus noch ungeheuer politisiert. Sprache ist Politik, ja. Mich hat immer

„Es hat Folgen, wie man übereinander redet.“

Franz Lanthaler,
Sprachwissenschaftler



Foto: Alexander Alber

interessiert, wie Sprache sich verändert, wie Sprache und Gesellschaft zusammenhängen. Es spielt eine große Rolle für eine Gesellschaft, wie man mit Sprache umgeht, es hat Folgen, wie man über bestimmte Dinge und übereinander redet.

Welche Folgen hat es?

In meinem Buch gibt es einen Aufsatz über den „Mischmasch“, die „Dolomiten“ hat den Begriff regelmäßig in Zusammenhang mit Mehrsprachigen gebraucht. Man hat zwar die Sprache gemeint, aber die Sprecherinnen und Sprecher getroffen. „Code mixing“ gibt es in bestimmten Phasen, in bestimmten Konstellationen, aber es kennzeichnet nicht die Lage der Mehrsprachigen in Südtirol allgemein. Meine Enkelkinder etwa wachsen zweisprachig auf und reden keinen Mischmasch, sie sind in beiden Sprachen perfekt. Mit Sprache



Franz Lanthaler hat jetzt seine Arbeit als Sprachwissenschaftler in einem Buch dokumentiert: „Wir haben einen falschen Begriff von Identität.“

gehen immer Wertungen einher, und mit dem Begriff „Mischmasch“ wertet man 15 Prozent der Bevölkerung ab. Warum akzeptieren wir nicht einfach die Sprache des anderen? Denn wenn alles einsprachig läuft, die Monokultur noch in allen Windungen des Geistes sitzt, werden wir uns nie so annähern, dass wir gemeinsam Gesellschaft gestalten können – wie es eigentlich der Auftrag der Südtirol-Autonomie wäre.

Warum tun wir uns so schwer, mit Sprache gelassen umzugehen?

Wir haben einen falschen Begriff von Identität. Ich habe kürzlich mit einem Bekannten über meine Enkelkinder geredet. Was, hat er gesagt, deutsch und italienisch, die haben ja keine Identität! Freilich, habe ich geantwortet, haben sie eine, sie haben eine andere, eine mehrsprachige Identität.

Identität wird bei uns mit dem Bekenntnis zu einer Gruppe verwechselt. Dieser Bekenntniszwang hindert uns daran, gelassen mit Sprache umzugehen, und demjenigen, der sich nicht bekennt, versucht man, Angst einzujagen.

Was wäre ein anderer Umgang mit Sprache?

Dass wir nicht mehr stur am Artikel 19 festhalten, der Südtirols Schule trennt und das Land in zwei Lager einteilt; dass wir akzeptieren, dass wir sprachliche Eigenheiten haben, ohne uns selber ständig abzuwerten. Rita Franceschini, Sprachwissenschaftlerin und Professorin an der Freien Universität Bozen, hat bei der Vorstellung meines Buches von der „Sprachschar“ der Südtiroler gesprochen, den andere Minderheiten nicht kennen würden. Ich habe als Berater beim „Variantenwörterbuch des Deutschen“ mitgewirkt, das 2004 er-

schiene ist, wir haben über 300 Südtiroler Eigenheiten eingefügt. Wenn jemand dieses Wörterbuch genau liest, wird er entdecken, dass es tausende von sprachlichen Eigenheiten in Österreich oder Norddeutschland gibt, die selbstverständlich gebraucht werden. Zu einem anderen Umgang mit Sprache würde auch gehören, dass wir den Dialekt in der Schule annehmen und davon ausgehend die Gemeinsprache unterrichten, und nicht den Dialekt verbannen und dann nicht darüber hinauskommen. Und dass wir im Zusammenleben akzeptieren, dass die Mündlichkeit in der deutschen Sprachgruppe im Dialekt abläuft – dass die Italiener also, wenn sie wirklich eine integrierte Gesellschaft anstreben, ein gewisses Hörverständnis für den Dialekt entwickeln, und wir ein konvergentes Sprachverhalten zeigen, deutlicher, lang-samer, einfacher reden.

Woher kommt diese Sprachscham?

Die Südtiroler haben wenig Übung darin, Standard zu reden – von der Verantwortung dafür kann ich die Schule nicht ganz freisprechen. Zudem hat man uns lange eingeredet: Wenn ihr nicht redet wie die Menschen nördlich von Mannheim, bleibt ihr nicht Deutsche. Der dritte Grund ist, dass in Südtirol nur ein papierenes Deutsch als Standard gilt – die Österreicher reden im Fernsehen locker ihre lokalen Varianten.

Dialekt beherrschen wir ja, Standarddeutsch müssen wir in der Schule lernen. Warum also mehr Respekt für den Dialekt?

Ich bringe in meinem Buch das Beispiel einer Frau, die Ende der 50er-Jahre in Passeier unterrichtet hat. In der Klasse waren Kinder von Einödhöfen, aber man hat der Lehrerin eingeblut: kein Wort Dialekt. Und die Kinder haben nicht geredet. Zu Weihnachten hat die Lehrerin die Anweisungen des Schulamts über Bord geworfen und mit den Kindern Dialekt gesprochen, sie haben sich problemlos integriert und Hochdeutsch gelernt. Auf der einen Seite haben wir zu wenig Übung im Standard, auf der anderen Seite sollten wir anerkennen, wo Dialekt trägt und taugt.

Was ist der Wert des Dialekts?

Der Wert jeder primären Sprache. Mit der Sprache, die ich als erste erlernt habe, bin ich emotional stark verbunden, sie drückt menschliche Nähe aus. Wert und Würde aller Sprachvarietäten sind gleich, aber die Geltung ist nicht die gleiche – ich kann nicht vor Anderssprachigen einen Vortrag halten, wenn sie mich nicht verstehen, aber in einer kleinen Gruppe, in der intimen Kommunikation, ist uns der Dialekt einfach näher.



Das neue Buch

von Franz Lanthaler umfasst Texte aus den Jahren 1974 bis 2012. „Texte zu Sprache und Schule“ (Alpha Beta 2013, 460 S., 24 Euro) beschreibt mit Leidenschaft die Sprachlandschaft in Südtirol, ohne die politische Seite der Sprache auszusparen. Durchgehende Themen sind Mehrsprachigkeit, Spracherwerb, Dialekt und der Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft. Lanthaler stammt aus Passeier, ist 73 Jahre alt und war Oberschullehrer. Er lebt in Meran.

„Wir scheitern beim Sprachenlernen auch an unseren Ansprüchen.“

Franz Lanthaler,
Sprachwissenschaftler

Wollen wir zu perfekt sein?

Die Sprachlandschaft verändert sich generell, Standard ist immer weniger Standard, man scheut sich nicht, in den Standard Umgangssprachliches einzumischen – wenn ich rede, rede ich nicht papierenes Deutsch. Ja, wir scheitern auch an unseren Ansprüchen. Es genügt auch eine Mehrsprachigkeit mit Abstrichen, und jemand kann durchaus einen lokalen Akzent haben, man darf hören, wo er herkommt, er darf Dinge in die Sprache mischen, die in Norddeutschland nicht verstanden werden.

Gehen die Kenntnisse der zweiten Sprache auf beiden Seiten zurück?

Ich kenne keine Untersuchung, die das genau belegen würde. Aber ich weiß aus verlässlicher Quelle, dass im vergangenen Jahr eine Maturantin bei der Matura so Italienisch geredet hat: „Io ieri andare a ...“ Man scheint also ohne große Kenntnis der Zweitsprache bis zur Matura gelangen zu können. Andererseits wird in Südtirol schnell etwas aufgebauscht, wenn es um Sprache geht. Das zeigt der Fall der Kandidaten, die man bei der Zweisprachigkeitsprüfung hat durchfallen lassen, weil sie – angeblich – in Dialekt verfallen sind. Aber war es Dialekt oder Umgangssprache, deren Verwendung etwa bei Prüfungen an der Uni Innsbruck gang und gäbe ist? Alle Professoren, die bei der Vorstellung meines Buches anwesend waren, haben gemeint, eine solche Prüfung sei Unsinn, man müsse wemschon die Kommission auswechseln oder wenigstens die Bestimmungen ändern. Ich stelle aber fest, ohne verallgemeinern zu wollen: Es gibt eine Tendenz zur Einsprachigkeit, das Recht auf Verwendung der Muttersprache haben wir als Recht auf Einsprachigkeit ausgelegt. Es gibt in Südtirol viele, die sagen, ich brauche die andere Sprache nicht.

Was bedeutet das?

Es bedeutet, dass wir uns nie näherkommen, zwei Gesellschaften haben werden. Es kann nicht auf Dauer gut gehen, wenn uns gleichgültig ist, was die anderen denken, lesen und schreiben. Gesellschaftlich ist das eine unmögliche Situation: Wir erklären uns mit dem täglichen Wahnsinn einverstanden und nehmen einen wirtschaftlichen Schaden in Kauf.

2.000 Stunden Unterricht in der zweiten Sprache bis zur Matura – und es funktioniert nicht. Kann die Schule das überhaupt leisten, Schülerinnen und Schüler zur Zweisprachigkeit zu bringen?

20 Prozent von dem, was der Mensch in der Gesellschaft braucht, lerne er in der Schule, hat der



Foto: Alexander Alber

Nachdenken über Sprache, Gesellschaft und Politik: „Wer auf die Sprache zielt, trifft auch die Sprecher.“

verstorbene Schulinspektor Walter Alber immer gesagt – ich halte diese Berechnung für zu optimistisch. Die Schule kann einen Beitrag zur Zweisprachigkeit leisten, die Hauptlast muss die Gesellschaft tragen. Die Familien vor allem müssen sehr viel mehr leisten, in der Familie wird durch einen diskursiven Erziehungsstil eine Basis geschaffen, die man in der Schule nicht mehr legen kann.

Genügt der Sprachunterricht modernen Anforderungen?

Es ist sehr viel getan worden für die methodisch-didaktische Ausbildung der Lehrpersonen. Aber ich frage mich, wie viel das gefruchtet hat.

Wie ist die Realität in der Klasse?

Sehr oft traditionell. Ich habe in den letzten Jahren eine Vorlesung an der Universität in Brixen gehalten und die Studentinnen und Studenten am Anfang eine kleine Sprachbiographie schreiben lassen. Vor drei Jahren hatte ich zwei Kurse hintereinander: Keine der 50 Studentinnen hatte das Gefühl, in der Oberschule einen anregenden Sprachunterricht gehabt zu haben.

Warum ist das so?

Ich habe den Deutschlehrerinnen und -lehrern immer die Englischlehrerinnen und -lehrer vor-

gehalten. Die sind nicht von einer Kulturtradition beleckt, habe ich gesagt, sondern unterrichten kommunikativ Sprache, so sollt ihr das auch halten.

Was haben Sie heute für einen Blick auf die Schule – zehn Jahre nach Ihrer Pensionierung?

Als ich in Pension war und reflektiert habe, war ich mit mir selber, vielen meiner Kollegen und mit der Schule sehr viel strenger als vorher. Ich stelle fest, dass die Arbeitsbelastung und die Bürokratie die Lehrer aufsaugt, Aufbruchstimmung im Keim erstickt.

Wie müsste Schule sein?

Viel offener und freier.

In den Bildungswissenschaften heißt es heute wieder, der Lehrer ist wichtig.

Ein ehemaliger Schüler hat einmal zu mir gesagt, ich weiß nicht, was wir bei dir gelernt haben, aber deine Intensität hat mich angesteckt, es ist mir geblieben, dass man intensiv arbeiten muss, um etwas zu erreichen. Ich habe gesagt, dann ist dir ja das Wesentliche geblieben.

Sie wollen nicht auf die Lehrer einhauen, ...

... weil ich viele Lehrer kenne, die sich engagieren, viel arbeiten, Kinder und Fach mögen. Aber ja, viele Lehrer bewegen sich zu wenig, lassen sich unterkriegen von den Bedingungen, stellen sich zu wenig infrage.

Ihre Enkelkinder wachsen mehrsprachig auf?

Einer meiner Söhne ist mit einer Italienerin aus Sterzing verheiratet, die gut Südtirolerisch spricht, der andere mit einer amerikanischen Griechin. Bei Familientreffen reden wir Deutsch, Italienisch, Englisch – das nenne ich Glück. Meine erste Enkelin ist jetzt 13, mit sechzehn oder siebzehn Monaten stand sie mit meiner Frau am Wohnzimmerfenster, es war Vollmond. Schau, Barbara, der Mond, hat meine Frau gesagt, und Barbara hat wiederholt, „Momm, Momm“. Dann kam ihre Mutter und sieht den Mond, wie er sich in der Windschutzscheibe spiegelt, und sagt: „Guarda, Barbara, che bella la luna.“ Später sitzt meine Enkelin hinten im Auto und murmelt vor sich hin: „Momm, Momm.“ Ihre Mutter sagt: „Ich sage dazu luna“. Nach einer Weile sagt meine Enkelin: Mamma luna, Oma Momm, Barbara? Sie hat mit 16, 17 Monaten die Frage nach ihrer sprachlichen Identität gestellt. Wie kann jemand meinen, so jemand hätte keine Identität? Wenn jemand so fragt, dann hat er schon eine. ■

Interview: Georg Mair